

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 2

Artikel: Winternähe
Autor: Greis, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sinnen, was vorgefallen war. Und nun quälte ihn etwas, von dem er sich selbst nicht Rechenschaft gab. Er hätte die Schwester etwas fragen mögen, aber seine Scheu ließ es nicht zu. Aber Bethli sprach er nachher an: „Glaubst du, daß mein Wein so bleibt?“

„Wie?“ fragte das Mädchen, ungewiß, was

es antworten sollte, mit weiten Augen. „So — so kurz und gekrümmt?“

„Nein — doch —“ tröstete Bethli, aber sie sah so verlegen und furchtsam aus; daß Jonas wußte, was die Uhr geschlagen hatte.

Von da an begann er über die Zukunft zu grübeln. (Fortsetzung folgt.)

Winternähe.

Verwandelt stehn die Bäume,
Vom scharfen Nord entlaubt,
So welken ach, die Träume,
An die ich lang geglaubt.

Was freu mir schien verbunden,
Das streifte leicht sich ab,
Bis alles hingeschwunden,
Was einst mir Hoffnung gab.

Auch jener frohe Glaube,
Der Jugend Freund, verblich,
Er schwand, der Zeit zum Raube —
Der Winter naht sich.

Allein ist mir geblieben,
Was mir Natur verlieh:
In eingesenkten Trieben
Des Liebes Melodie.

Martin Greif.

Die Lüneburger Heide.

Von Emil Schaeffer.

So heißt „der im preussischen Regierungsbezirk Lüneburg zwischen den Flüssen Aller und Elbe gelegene, 90 Kilometer weit von Südosten nach Nordwesten bis gegen Bremen und Stade sich hinziehende Landrücken, der ein Gebiet von etwa elftausend Quadratkilometer umfaßt, im Wilseder Berg die Höhe von einhunderteinundsiebzig Meter erreicht“ und — aber das steht nicht mehr im Lexikon — von den Deutschen im vierten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts entdeckt wurde; das heißt, bloß dreihundertfünfzig Jahre, nachdem Columbus einen neuen Erdteil gefunden hatte. Warum diese Entdeckung, der Lüneburger Heide nämlich, so spät erfolgte? In deutscher Vergangenheit pflegte man zu reisen, um himmlische oder irdische Güter zu gewinnen. Aber die steinernen Dorfkirchen der Heide verwahrten keine wundertätigen Reliquien, zu denen fromme Andacht viele Meilen wallfahrtet, und welche Schätze ließen sich der aus Quarzsand bestehenden, von Ton- und Sand- und Mergellagern überdeckten Bodenschicht der Heide abgewinnen? Fruchtbare Gebiet gab es nur am Rande, „sonderlich gegen die Elbe zu, wo die Marschländer sind. Darumb haben die Alten dieses Land einem Münchs-Kopff verglichen, der in der Mitte kahl, ringsherum aber mit Haar bewachsen . . .“ Als die Menschen begannen, um ihrer Bildung willen oder

zum Ergötzen der Augen die Mühsal des Reisens auf sich zu laden, was konnte dieser arme Erdenwinkel ihrem Wissensdrang und ihrer Neugier bieten? Feldeinsamkeit, umsummt von Bienen, überwuchert von Heidekraut und Heidelbeeren, . . . Birken, . . . Buchen, . . . Schafherden . . . Derlei zu schauen, ließ man die Pferde nicht vor die Reisekutsche spannen. Denn — so hatte zwei Menschenalter nach Christi Geburt Quintilianus, der römische Rhetor, dekretiert — „eine Gegend verdient unser Lob, wenn sie schön und nutzbringend zugleich ist. Schön wird sie durch ihre Lage am Meer, in der Ebene, in angenehmer Umgebung; nutzbringend, wenn sie gesund und fruchtbar ist.“ Dabei blieb es bis ins zweite Drittel des achtzehnten Jahrhunderts. „Schreckliche Abgründe scheiden Böhmen von Sachsen . . .“ „Berge sind unnatürliche Geschwülste der Erdoberfläche . . .“, und Albrecht von Haller, der Schweizer, empfand „vollste Befriedigung in dem höchst angenehmen Holland“, wo „kein Baum außer der Schnur wächst, kein Fußbreit ohne Ausbeute ist“, und „Alles eher ein willkürliches Gemälde als etwas Wirkliches scheint“. J. G. Kestler, dessen Reisebeschreibungen Goethens „lehrhafter“ Vater „berichtigt und ergänzt“, hat in der lombardischen Tiefebene versucht, die „ganz ungemainen Regungen und Bergnügungen“ sich vorzustellen, die „derjenige, so zum